

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 3

Artikel: Unterhaltungen mit Dichtern
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066352>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unterhaltungen mit



Von Fortunat Huber

Es gibt keine enthaltsame Liebe. Auch in der Literatur nicht. Wer sie liebt, will sie besitzen. Er will mit ihren Werken leben. Ebensowenig gibt es Liebe, die diesen Namen verdient, ohne Enthaltsamkeit. Die Don Juane, die Allesberiecher, Allesbenascher sind auf dem Felde der Literatur so jämmerliche Figuren wie im Leben. Auch der weiteste Mensch ist ein zu enges Geschöpf, um alles zu umfassen. Ist es nicht selbstverständlich, dass die Liebe zur Dichtung zunächst der des eigenen Volkes gelten muss?

Aber die Kunst kennt doch keine Grenzen? Richtig. Jedoch, warum zum Teufel, hören wir diese Tatsache — denn es ist eine Tatsache — vor allem immer wieder von jenen, die sie gegen unsere schweizerische Literatur ausspielen?

Wir sitzen gerne als dankbare Gäste an der Tafel übernationaler Kunst. Nur möchten wir unseren Kostenanteil am Bankett nicht aus den Einlagen unserer Grossväter, noch aus Vorschüssen auf den Ruhm eines zukünftigen Meisters bezah-

len. Der kommt gewiss und immer wieder, wenn wir mehr tun, als auf ihn warten. Wir müssen ihm den Boden vorbereiten, so, dass wir, statt als eifersüchtige Platzhalter ungeborener Genies die lebenden Talente niederzuhalten, diese lesen und ihnen zu dem Echo verhelfen, ohne das sie — durch unsere Schuld — verkümmern.

Die Pflege der schweizerischen Literatur artet zum Totenkult aus. Bei aller Achtung vor der Treue über das Grab hinaus: jene Liebe zu den Toten, die sich nur als Vorwurf gegen die Lebenden auswirkt, ist verbrecherisch. Aber die toten Dichter haben eben außer den literarischen, andere Vorzüge. Sie widersprechen nicht; sie wehren sich nicht. Mancher Zeitgenosse stellt sich verehrend ungestrafft auf Du und Du mit Meistern der Vergangenheit, die noch als Greise lieber stundenweit gelaufen wären als auch nur ein Glas Wein in ihrer Gesellschaft zu trinken. Es ist — offenbar schon zu Winkelrieds Zeiten — immer billiger gewesen, einem Toten ein Denkmal zu setzen

und ihn in Banketten zu feiern, als für dessen Nachkommen zu sorgen. Wir ehren unsere alten Meister, wenn wir uns ihrer geistigen Kinder annehmen. Möchten die Naserümpfer, die für unsere lebende Dichtung zu gut sind, bedenken, wie kläglich der Liebhaber ist, den nur das Vollkommene begeistert. Das Grossartige der Liebe ist, dass ihre Zauberkraft die Fehler und Mängel des geliebten Gegenstandes mitumschliesst.

Zur Bemühung um die schweizerische Literatur gehört ihre Würdigung in der Presse. Wir streben im «Schweizer-Spiegel» nach Unmittelbarkeit. Wir versuchten, diesem Grundsatz getreu, die Schriftsteller über ihre eigenen Bücher schreiben zu lassen. Aber der Schriftsteller verfällt — und wir begreifen es nur zu gut — selbst in den Waschzettelton, den er an seinen Verlegern verachtet. Was tun?

Der Dichter braucht keine Richter, nur Leser. Eine Besprechung ist dazu da, die Leselust zu erregen. Ich nehme mir deshalb vor, über Bücher zu schweigen, die mir, durch meine eigene Beschränktheit oder die ihre, nichts sagen. Ich hätte vorgezogen, über die besprochenen Bücher nur das Gute zu sagen. Ich halte den neudeutschen Wunsch, Kunstkritik durch Würdigung zu ersetzen — sogar bei Variétédarbietungen — für ehrenwert. Ich teile ihn. Er hat nur den Fehler unerfüllbar zu sein. Der schlüssige Beweis dafür ist, dass ihm sogar in einem Lande, wo Wünsche Befehle sind, durch jede Nummer jeder Zeitung täglich zuwidergehandelt wird. Der Grund ist eindeutig. Licht kann nur durch die Verwendung von Schatten dargestellt werden, wie nicht nur die Erkenntnis, sondern sogar das Dasein des Guten, den dunklen Hintergrund des Bösen voraussetzt.

Also doch Kritik? Was spricht dagegen?

1. Ich lehne mich gegen den Kritiker auf, der an die aus dem Gefühl entstandene, an das Gefühl sich wendende,

mit dem Gefühl allein fassliche Dichtung, nur mit dem Verstand herangeht. Als ob das Gefühl nicht auch Urteil wäre, das Ur-Urteil und einzige Material des Verstandes, dessen Aufgabe ist, es auf seine Richtigkeit zu prüfen, nicht aber zu töten.

2. Man darf sich einem Gegenstand, mit dem man sich auseinandersetzen will, nicht gleichsetzen. Das gilt für jeden Leser. Aber es gibt Kritiker, die sich von den Büchern nicht nur in diesem Sinn abheben, sondern sich als bald schlecht gelaunte, bald gnädige Untersuchungsrichter oder gar Gönner über sie erheben. Das ist widerwärtig. Der Kritiker ist ein Knecht, wie der Dichter auch. Die Herrin beider ist die Dichtung. Der geschundenere Knecht ist immer der Dichter. Er ist ihr unmittelbar unterstellt und sie lässt ihm, ob auch alle Kritiker der Welt mit ihm zufrieden wären, doch nie Ruhe, keinen Tag, keine Nacht, sie, die nie befriedigte Geliebte.

3. Als unverzeihlichsten Verstoss des Kritikers betrachte ich den eigenen Witz, statt den Geist der Bücher glänzen zu lassen.

Eines ist mir von vornherein klar: ich werde mich aller dieser Fehler schuldig machen. Sie stammen eben nicht nur aus schlechtem Willen. Wer einen Beruf ergreift, muss bereit sein, auch die Berufskrankheiten mit in Kauf zu nehmen.

Ich überlegte mir die Form meiner Bücherbesprechungen. Ich versuche, über die Bücher zu schreiben, wie ich mich mit ihnen unterhalte. Ich tue das, was jeder Leser auch tut, denn das Lesen eines Buches ist Zwiesprache mit dem Dichter.

Jeder geht seinen Weg

Roman von Paul Wehrli

«Dies Buch ist nicht für solche geschrieben worden, die sich schämen, jung gewesen zu sein», steht im ersten Satz des Vorwortes. Niemand schämt sich, jung gewesen zu sein, auch wenn man unter jung das versteht, was der Verfasser meint,

nämlich jung und dumm. Niemand schämt sich seiner Jugendideale. Niemand bildet sich mehr auf sie ein, als jene, die keine mehr haben. Mit Grund: sie schämen sich. Ideale gehören zu den Dingen, die weder verloren noch gefunden werden. Sie sind angeboren, und man wird sie bis zum Grab nicht los, oder man hatte sie nie.

Wohl aber setzt dieses Buch Leser voraus, die an der Seelenverfassung jener Jugend Anteil nehmen, die sich selbst schon erwachsen fühlt, aber von den Erwachsenen als Kind behandelt wird. Der Verfasser nimmt diese Jugend sehr ernst. Das ist ein Vorzug. Er erhebt sich über ihre Zwiespältigkeit nicht. Immer noch ein Vorzug. Er führt nirgends über sie hinaus. Das scheint mir die Schranke.

Der siebzehnjährige Fritz unterscheidet sich von seinen Altersgenossen der letzten Generation vorteilhaft. Er interessiert sich für Dichtkunst und ist trotzdem ein gewissenhafter Schüler. Er begeistert sich nicht, wie wir im gleichen Alter, für Strindberg, sondern für Schiller. Das gefällt mir. Nicht aber seinem Geschick: es will, dass ihn ein junges Mädchen aufgreift, das ihm Schiller verleidet und ausgerechnet Strindberg in die Hände spielt. Ingrid heißt die kleine Hexe.

Sie verwirrt Fritz mit ihrer «Offenheit», quält ihn mit ihren Launen, verlangt aber, dass er sie, eben weil sie — die Arme — ihn quälen muss, bemitleidet. Er tut es. Er ist ein ordentlicher junger Mann, deshalb trägt er einen Hut. Sie findet das kleinbürgerlich. Sie läutet ihm zu den unpassendsten Zeiten ins Geschäft an und erreicht, dass er ihretwegen vor Arbeitsschluss wegläuft. Er bewundert das als grosszügig.

Alle Welt stellt ihr nach. Die Lehrer, Studenten, natürlich der Chef — sagt sie. Er glaubt es. Begreiflich. Es stellen ihr wirklich alle nach, nur ist sie es, die die Fallen stellt. Ihre ständige Klage, bestimmt nicht nur Fritz gegenüber, ist, sie wisse nicht, wen sie eigentlich liebe. Die Klage ist begründet, aber in einer Wahr-

heit, die weder sie noch ihr Freund erkennt, in der Tatsache nämlich, dass es nur eines auf, über und unter der Erde gibt, das sie zu lieben fähig ist, sich selbst. Aber Fritz hält Ingrid für eine Heilige. Vielleicht zu seinem Besten. Mancher, der sie überhaupt nicht sieht, kommt über eine Gefahr hinweg, der ein anderer erliegt, weil er sie zu tief erkennt. Auch der Autor überlässt es dem Leser, die Heilige als kleine Lulu zu entlarven.

Meine Sympathie gilt ganz dem jungen Mann. Ich finde es nur recht, dass auch einmal gezeigt wird, wie rührend junge Männer sind. Gegen den Schluss des Buches verreist Ingrid nach Schweden, wo sie hergekommen ist. Fritz, und vielleicht auch der Verfasser, empfindet es als selbstverschuldetes und deshalb schweres Schicksal, dass es ihm misslungen ist, sie zu binden. Ich wünsche dem Helden, dass ihm auch im späteren Leben ähnliche Frauen den einzigen Gefallen tun, den einem eine solche Frau erweisen kann: zu verschwinden.

Der zweite Held der Geschichte ist ein Einsiedler. Er hasst phantastische Idealisten wie Fritz. Er möchte sie am liebsten «*trotz der Strafe des lebenslänglichen Zuchthauses mit einem Hammer erschlagen*». Er spielt mit Selbstmordgedanken. Als er einmal nicht nach Hause zurückkommt, vermuten seine Freunde, er habe aus dem Spiel Ernst gemacht. Aber auch er ist nur verreist, nach Rom zu einem Malerfreund. Es gefällt mir an Peter, dass er nur verreist. Ich werte diese halben Lösungen nicht als Schwäche des Buches, sondern als Stärke. Die Schwüle von Gewittern, die sich verziehen, gehört zu dem dargestellten Alter.

In dem unbeschwerten Liebeserlebnis, das Peter dem Leben zurückgibt, geht es romantisch her. Mich stört das gar nicht. Von Peter erlebt, ist es eben romantisch. Es bedeutete für das Mädchen bestimmt weniger, als er glaubt. Aber es ist nur recht, dass er sich dem Mädchen gegenüber schuldig fühlt. Er ist es sich selber schuldig.

Der glühende Künstler und kalte Frauenverächter Brem, die Dulderin Anna, unklar, drängend, überstiegen — auf allen liegt der Hauch echter Jugend.

Auch die Sichtung gehört zur Dichtung. Es gibt in diesem Roman wohl leere Sätze, aber keinen Abschnitt ohne Bedeutung. Das ist viel. Ich möchte das Buch mit frischen Nüssen vergleichen. Isst man sie mit der feinen Haut, die, noch ungelöst, die Frucht umhüllt, schmecken sie bitter. Löst man die Haut, ist der Kern rein und süß.

Rebellion der Liebe

Roman von Otto Wirz

Ich könnte mir gut denken, dass jungen Leuten das Mitgefühl für die Liebe eines fünfundfünzigjährigen Obersten zu einem achtzehnjährigen Mädchen abgeht. Sie sind wohl der Meinung, dass sich dieser Herr mit seinen drei breiten Streifen beruhigen und den Ehrgeiz auf ein Feld verlegen sollte, das seinem Alter eher entspricht. Aber wenn man selbst nicht mehr zwanzig ist, verfolgt man das Abenteuer des Mannes, der sogar kein « Mann von fünfzig Jahren » mehr ist, mit Anteilnahme.

Herr Oberst Waldvogel verliebt sich auf den ersten Blick in eine achtzehnjährige Saaltochter. Er entschliesst sich, seinen Beruf aufzugeben und sie zu heiraten, bevor die Saaltochter von diesen Absichten das Geringste weiss. Er gesteht seine Vorhaben dem Kameraden und Major Lombach. Der ist, es ehrt ihn, ehrlich betrübt. Es wäre durchaus möglich gewesen, dass dieser das Geständnis des Ranghöhern mit, bei Unbeteiligten in solchen Fällen nicht seltenen, Schadenfreude entgegengenommen hätte. Aber nein, Major Lombach erweist sich als ein wirklicher Freund. Er rät ab. Ja, der Mann jenes Berufszweiges, dessen Aufgabe es ist, den gordischen Knoten mit dem Schwerte zu zerschneiden, rät Waldvogel sogar sich einem Psychiater anzutrauen. Der Gute! Er hat ein allzu grosses Vertrauen in die Kunst der Seelenzergliederer. Wäre der Erfolg bei einem Zwanzigjährigen fraglich, so müsste auch der geschickteste Seelenarzt am Gelingen einer Operation an so altem Holze verzweifeln. Nun folgt ein rührender Vorgang. Sobald Lombach überzeugt ist, seinen Kameraden nicht heilen zu können, ist er bereit, ihm zu helfen. Es ist wahrhaft kostbar, wie die beiden alten Knaben daran gehen, das junge Mädchen zu gewinnen. Der Herr Oberst hat sie heißspornig wie ein Jüngling zunächst beleidigt. Das will er gut machen. Er zieht sie — das junge Mädchen ist nur vorübergehend Saaltochter, hat aber die Matur bestanden — zur Lösung einer mathematischen Aufgabe der Schusslehre heran, um sich selbst zu erniedrigen und das Mädchen zu erhöhen. Oberst Waldvogel bewundert den Verstand, mit dem Fräulein Rotach seine Schliche durchschaut. Als ob nicht auch eine Spezialklasslerin dahinter käme, wenn ihr das Spiel gefiele.

Der Roman ist in Briefform geschrieben. Waldvogel erzählt seine Erlebnisse der Mutter, mit dem einzigen Zweck, sie davon zu überzeugen, dass er keine Dummkopf vor habe. Es gehört sich, dass sich das Liebesspiel zwischen den ungleichen Partnern anders abrollt, als zwischen Gleichaltrigen. Die philosophischen Gespräche, durch die sie sich nähern, sind, der besondern Lage entsprechend, durchaus natürlich. Wie die Geschichte der Philosophie bis in die neueste Zeit beweist, ist die Neigung des Berufssoldaten zur Philosophie gar nicht selten. Bedauerlich nur, dass Oberst Waldvogel das Wort, bescheidener als Sokrates, gewiss zu unserem Schaden, allzu ausschliesslich der jungen Diotima überlässt.

Auf der Fahrt, die Waldvogel und Fräulein Rotach unternehmen, baden sie im Bielersee. Fräulein Rotach wirft sich in das stürmische Wasser und schwimmt soweit hinaus, dass sie sich allein vielleicht nicht mehr zurückfände. Sie tut es im Vertrauen auf den Geliebten. Sie

wehrt sich zwar zuerst gegen seinen Beistand, ist ihm aber nach der Rettung dankbar. Es ist mir aus der klassischen Literatur ein Ritter bekannt, der den Dank einer andern Dame nicht begehrte. Aber eben, dieser Ritter war wohl bedeutend jünger, und Liebe in jungen Jahren ist weniger blind als in ältern. Waldvogel betrachtet es nicht wie der Leser als schlechtes Vorzeichen, dass das achtzehnjährige Mädchen von einem fünfundfünfzigjährigen Mann einen Liebesbeweis verlangt, der so völlig ausserhalb seiner wahren Vorzüge liegt. Im Schwimmen sind die Zwanzigjährigen auf die Dauer den Sechzigjährigen notwendig überlegen.

Noch einen andern Auftritt legt der Leser wohl anders als Waldvogel aus. Der Oberst sitzt mit Fräulein Rotach auf der Terrasse eines Landgasthauses. Hauptmann Mezener kommt unglücklicherweise mit seiner Frau gerade des Wegs und setzt sich ungern genug an den gleichen Tisch. Frau Mezener röhmt sich ihrer Vorzüge. Sie ist als Baslerin Weingartners Schülerin gewesen und hat den Umgang des Heerführers und Erzherzogs Eugen gennossen. Das ist vielleicht etwas ungeschickt. Aber wahrscheinlich redet sie nur, um das peinliche Schweigen zu lösen und Fräulein Rotach Gelegenheit zu geben, anschliessend ihre Trümpfe auszuspielen. Aber da benimmt sich Fräulein Rotach sehr ungezogen. Es ist nicht hübsch von einer Frau, die Frau eines ihres Mannes Gleichgestellten schlecht zu behandeln. Tut sie es aber der Frau eines ihres Manne Untergebenen gegenüber, so lässt das Schlüsse auf eine Veranlagung ziehen, der vielleicht ein Gleichaltriger, bestimmt aber kein Sechzigjähriger gewachsen ist. Fräulein Rotach bereut so überschwenglich, wie sie beleidigt hat. Sie versöhnen sich rührend. Zu streiten, um sich zu versöhnen, ist bei Liebesleuten unvermeidlich, aber Drittpersonen sind aus dem Spiele zu lassen.

Was wohl die Mutter zu diesen Geständnissen denkt? Wir erfahren es am

Schluss des Buches. Sie erklärt sich geschlagen. Sie überweist das nötige Kapital zum Kaufe einer Pferdezucht. Ob sie wirklich überzeugt ist? Wenn ja, dann denken wir uns, kann es nicht leicht gewesen sein, eine so gütige Mutter zu besitzen. Bei etwas weniger Güte hätte sich der Sohn nicht in dieser Ausführlichkeit vor ihr verantworten müssen. Ja, er hätte vielleicht sogar dreissig Jahre früher den Mut zur Heirat gefunden.

Ich denke mir zu diesem Werk einen zweiten Teil. Er müsste dem Sinn nach « Zehn Jahre später » heissen. Ich glaube, es wäre kein Idyll wie das Vorliegende, sondern eine Tragödie. Es mag wohl sein, dass eine glückliche Ehe ein lebenslanges Gespräch ist. Aber bei so verschiedenen Partnern müsste es bei der Frau in eine ewige Anklage und beim Mann in eine hilflose Entschuldigung münden. Hinter der heitern Gegenwart schwelt eine düstere Zukunft. Das ist einer der Reize dieses Buches.

Unseres Herrgotts verschupfte Lehensleute

Ein Walliser Novellenbuch von Adolf Fux

Ein deutscher Kritiker, bis zur Stunde seines Sturzes auch bei uns viel bewundert und nachgeahmt, soll einmal geäussert haben, « er wolle von Scholle nichts mehr hören, ausser man biete sie ihm gebraten ». Er ist tot. Er hat für die niederträchtige Gesinnung dieser Literaturbetrachtung schwer gebüsst, mit ihm zehntausend weniger Schuldige und hunderttausend Unschuldige. Das « Heimatbuch » wurde bei uns nie mit der gleichen Verachtung behandelt wie in Deutschland. Aber es gab wohl auch Leute, denen bei uns zuviel von Bauern geschrieben wurde. Es hat eben Schweizer, die eine entsetzliche Angst davor haben, für « Kuhschweizer » gehalten zu werden. Es gibt keine verächtlichere Verachtung als Selbstverachtung.

In der Schweiz sind alle Stände dem Bauerntum durch Abstammung und Lebensweise näher als anderswo, die Stadt-

bürger, auch der Adel. Ich wüsste eben-sowenig, weshalb wir uns dessen schämen, als warum wir uns dessen rühmen sollten. Bauernromane kommen mir für keinen Rappen bodenständiger vor als solche, die sich auf dem Asphalt der Stadt abspielen. Zu unserer Heimat gehört Stadt und Land. Schon im alten Bund. Das Wie entscheidet.

Ich muss bekennen, auch ich begegne der «Schollenliteratur» mit Vorsicht. Ich hoffe, der Grund sei, dass der Schweizer ein empfindlicheres Gefühl als andere dafür habe, was Bauerntum wirklich ist und was sich missbräuchlich als solches aufspielt. In unserem nördlichen Nachbarland sind Blut und Erde im Schwung, das ist als Gegenwirkung gesund, aber als Mode gefährlich.

Eine dem Dichter unerlaubte Geschmacklosigkeit wie das Buch «Vom wahren Reichtum» von Jean Giono, wird, übersetzt, auch bei uns widerstandslos schluckt. Dafür musste ich von einem bewährten Freund schweizerischer Literatur hören, dass er den vor einem Jahr erschienenen schönen Roman von Meinrad Inglin «Die graue March» als ein Einschwenken des Dichters in die Schollenrichtung jenseits des Rheins betrachte.

Das neue Buch von Adolf Fux ist wie sein Erstling ein Heimatbuch im engsten Sinne des Wortes. Es handelt von einer bestimmten Talschaft, von Bauern, Bergbauern, nur von ihnen. Ich bin weder Walliser noch Bergbauer. Ich genniesse Heimatkunde und Dichtung lieber getrennt. Ich schätze es nicht, wenn mir das eine mit dem andern als Zutat aufgetragen wird. Was also haben mir diese Novellen zu sagen?

Fux schreibt von Walliser Bergbauern, weil er mit ihnen lebt, weil sich das Schauspiel des Lebens für ihn auf dieser Bühne abspielt. Seine Gestalten sind nicht nur Bergbauern, nicht nur Schweizer, es sind Menschen. Seine Frauen haben alle etwas von Eva und die Männer von Adam an sich.

Ich stolpere in diesen Novellen

nicht selten über sprachliche Unebenheiten. Es gibt sogar Stellen, wo mir die Sprache nicht nur ungeschickt erscheint, sondern auf Stelzen gestellt, um erhöht zu wirken. Das ist ein ernster Vorwurf. Ich wage ihn, weil er mich neben dem Vorzug des Buches unwesentlich dünkt, dass hier ein Dichter schreibt, der an der Quelle sitzt. Mag noch Geröll darüber liegen, ich höre sie rauschen.

Adolf Fux ist ein Dichter der Armut, aber er buhlt nicht um Teilnahme, er klagt nicht an und verherrlicht nicht. Er dringt bis zur Würde des Menschen vor, die auch im ärmsten Dasein liegt, ergreifend, strahlend. Und noch etwas, die Novellen sind dicht. Fux ist kein Knicker; keiner von denen, die schlau wie Dido, eine Kuhhaut in haardünne Streifen schneiden, um ein Königreich zu erschleichen. Er geudet mit seinem Stoff. Wir deuten das nicht als Verschwendungen, sondern als Beweis des Reichtums.

Robert Walser „Grosse kleine Welt“

Eine Auswahl, herausgegeben von Carl Seelig

Meine Altersgenossen haben diese kleinen Prosastücke als Gymnasiasten kennengelernt, im «Der kleine Bund», später auch im «Berliner Tagblatt» und anderswo. Wir haben ihre Sprachkunst scheu bewundert. Ich bin an das Buch mit Herzklopfen herangetreten, etwa so, wie wenn wir an der Bahn einen Bekannten abholen, den wir seit zwanzig Jahren aus den Augen verloren haben. Wie wird er mit mir zufrieden sein, wie ich mit ihm?

Das Buch könnte heute nicht geschrieben werden. Es fehlt das «Soziale» ganz. Es fehlt nicht nur die Masse, es fehlt auch der zweite Mensch. Nur ein Ich ist da. Es fehlt ferner die Handlung, sogar die engste: die Tat am eigenen Ich. Diese selbstgenügsame Ichwelt liegt ausserhalb unserer Zeit. Wenn sie, wie auch schon, so tut, als ob sie allein berechtigt wäre, muss sie an ihren Platz zurückgestellt werden. Das gehört sich. Aber es ist keine vergangene Welt. Sie

kann überschrien werden, in Vergessenheit geraten, da ist sie immer. Es ist immer geschmacklos, einen Künstler mit einem andern zu vergleichen. Aber ich hoffe, der Dichter kann es nicht übel aufnehmen, wenn ich sein Werk in die Nähe der « Essays of Elia », des mir teuern Charles Lamb stelle.

Die Prosastücke Walsers sind zärtliche Spaziergänge rund um seine Seele. Zwei Selbstgespräche beweisen, dass er den Schlüssel, der vom Ich zum Du führt, wohl besäße. Das erste ist dem überbordenden Herzen der deutschen Dichtung gewidmet, das die Sprache gefunden, ohne die Zügel sie zu bändigen — Jean Paul, das zweite ihrem glühendsten, das, weil es sie nicht fand, zersprang — Kleist. Sonst wüsste ich nicht, welches Stück ich den andern vorziehen sollte. « Der Brief eines Dichters an einen Herrn » allerdings scheint mir ein Dokument, das gültig wie wenige, anspruchslös wie keines, den Anspruch des Dichters festlegt.

Wer ein Buch auf einem Sitz lesen will, für den ist diese Sammlung nicht bestimmt. Sie ist kein Strauss, der als Ganzes wirkt, man muss wie aus einem Schatzkästlein ein Stück nach dem andern herausgreifen, um sich einzeln an ihnen zu erfreuen. Man muss dafür viel Zeit haben. Sie entfalten ihre Schönheit nicht in jeder Luft; man darf sie nicht jeder Gefühlswitterung aussetzen. Sie sind zerbrechlich. Aber eine Zerbrechlichkeit, die zwanzig Jahre erdauert, muss doch allerhand Widerstandskraft haben. Ich würde mich nicht wundern, wenn sie sich nach wiederum zwanzig Jahren als so frisch erwiese, wie am ersten Tag.

Das sind vier Bücher. Ihr Gewicht ist verschieden. Nur ein ungeschickter Gastgeber würde ihre Verfasser an den gleichen Tisch setzen. Ich habe mich ungefähr an die Reihenfolge gehalten, in der mir die Neuerscheinungen zugekommen sind. Ich werde fortfahren zu

besprechen. Aber in den nächsten drei Wochen wird vielleicht ein Drittel aller Bücher verkauft, die in einem Jahr abgesetzt werden. Ein neues Buch, von dem in diesen drei Wochen nicht mindestens 1500 Exemplare verkauft werden, ist so tot, wie wenn es nie geboren worden wäre.

Es sind auf Weihnachten wohl etwa 150 neue schweizerische Bücher erschienen. Fast alle sind mit Selbstentäußerung geschrieben, manche unter Opfern verlegt worden. Nun möchten sie leben. Sie können es nur durch die Leser. Diese entscheiden über ihr Blühen und Fruchttragen.

Es kauft nicht jeder erwachsene Schweizer im Jahr ein Buch. Es ist eine Minderheit, die im Jahr ein einziges schweizerisches Buch kauft. Das ist in allen Fällen zu begreifen, in den meisten zu verstehen, aber als ganzes ein Jammer.

Welchen Sinn hätte es, an die grundsätzlichen Nichtbücherkäufer zu gelangen? Ebenso aussichtslos ist es, sich an jene zu wenden, die überzeugt sind, dass ihnen jeder Buschneger mehr zu sagen hat als ein Landsmann. Das schweizerische Buch bleibt auf die angewiesenen, die es auch bisher über Wasser gehalten haben. Damit stehen wir wieder am Anfang: es gibt keine enthaltsame Liebe. Kaufen Sie Bücher! Die Dichter müssen leben, damit die Dichtung lebt. Nicht nur die Dichtung. Jedes gekaufte schweizerische Buch ist ein Stein im Schutzwall unserer Heimat. Wenn wir es nicht mehr fertigbrächten, die Fragen, die uns das Leben stellt, dichterisch auf unsere Weise zu lösen, dann kommt die Zeit, wo wir es auch wirtschaftlich und politisch nicht mehr können. Wo das Mark krank ist, hilft weder Pille noch Panzer. Die barbarischen Horden, die Kulturstaaten überbordeten, traten ihre Siegeszüge nie ohne Dichter an. Sie vernichteten mit Liedern auf den Lippen die Völker, die zwar mehr Gelehrte und Artisten hatten als je, denen aber das lebendige Lied erstorben war.